

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. P. Adams.  
Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.  
(Fortsetzung.)

### 8. Kapitel.

#### Wie die Meuterei begann.

Eine Woche hindurch setzten wir unsere Streifzüge in das Innere der Insel fort. Um meine Autorität nicht einzubüßen, veranstaltete ich regelrechte Expeditionen unter meiner Oberleitung. Die Beute fügten sich.

Wir fanden auf unseren Entdeckungstouren einen Nistplatz für Seevögel — doch gab es in dieser vorgerückten Jahreszeit keine Eier mehr — und eine heiße Quelle in der Nähe unseres Lagers, die uns vielleicht nützlich sein konnte. Das war aber auch alles. Außer verschiedenen Vogelarten waren die Schafe die einzigen Tiere auf der Insel, die aus teils nackten, teils mit fruchtbarer Erdrinde bedeckten Felsen bestand und immer die gleiche Formation von Hügel und Schluchten aufwies. Wir bekamen das Auf- und Abklettern bald satt und wandten unsere Aufmerksamkeit der Küste zu, die wir bei mehreren Bootsfahrten mit Ausnahme von drei Stellen, unserm Strande, dem Lagerplatz der Seehunde und einem Streifen an der Südseite, ganz unzugänglich fanden. Wir landeten an jeder dieser drei Stellen. Während der Rückfahrt entdeckten wir durch einen Zufall von der Wasserseite die Einfahrt zu einer Höhle, die durch einen vorgelagerten Felsen teilweise verdeckt wurde.

Da es ruhiges Wetter war, wagten wir uns hinein. Anfangs glaubte ich mich in einem Felsenkeller zu befinden, aber während ich nach der Rückwand ausspähte, glitt unser Boot unter einer Wölbung hindurch in einen weiten Raum.

Zuerst sahen unsere geblendeten Augen nur wenig, nachher gewöhnten sie sich aber mehr und mehr, so daß wir schließlich bei dem von unten hereinfallenden Lichte durch das stille, klare Wasser den Meeresboden erkennen konnten. Nahe am Eingang sahen wir Fische, Korallen und wunderbar gefärbte Seegewächse, die sich langsam, wie im Luftzug hin und her bewegten. Da von oben kein Licht einfallen konnte, war das Wasser, in dem sie schwammen, vollkommen unsichtbar. Das Boot schien in der Luft zu schweben. Nur die Kreise, die das eintauchende Ruder verursachten, verrieten das tragende Element.

Plötzlich brach um uns her ein Höllenaufbruch los. Seltendes Geschrei in den schrillsten Tönen mischte sich mit seinem eigenen Echo zu einem andauernden, ohrenzerreißenden Lärm. Im Wasser plätscherte und spritzte es, und unser Boot geriet in schaukelnde Bewegung.

Entsetzt fuhren wir zusammen. Ueberall glühten uns, wie feurige Kohlen, Hunderte von Augen entgegen.

Auf dem Grunde unter uns wimmelte es von schwarzen Gestalten, die wild durcheinander schossen. Sie verdunkelten die Korallen, den Sand und die leuchtenden Seepflanzen. Wie betäubt starrten wir auf das dämonische Getriebe.

Plötzlich lachte Thrakles laut auf.

„Seehunde!“ trompetete er durch die hohle Hand.

Mittlerweile hatten sich unsere Augen völlig an das Zwielicht gewöhnt. Wir konnten die Wölbung des Raumes, seine Vorsprünge, Höhlungen und Nischen unterscheiden, in denen Hunderte und Aberhunderte von Seehunden lagerten. Bellend und grunzend starrten uns alle an. Sobald wir uns näherten, wälzten sie sich von ihren Plätzen, tauchten unter und hasteten nach dem Ausgang.

Zehn Minuten lang ruberten wir umher, dann wurde es totenstill. Jemand im Dunkeln tröpfelte es leise: Trip! Trip! Sonst kein Laut! Die Felsenkammer, in die wir nun vorsichtig hineintrübten, blieb gleichmäßig hoch, wenn auch nicht überall gleich breit, und war, wie alle vulkanischen Felsen der Insel, wundervoll gefärbt. Durch die leuchtenden Farben zogen sich Streifen von schimmerndem Weiß. Solange wir nur noch das geringste sehen konnten, ruberten wir vorwärts, doch blieb der gelegentliche Widerhall der anschlagenden Wogen ansehend immer gleich fern.

Weiter unterhalb des Seehundreviers fuhren wir durch eine Spalte in eine andere, mehr viereckige Höhle. Die Flut hatte jetzt ihren höchsten Stand erreicht; nach knapp zehn Faden verhinderte uns eine Senkung der inneren Decke am weiteren Vordringen. Diese Höhle bildete eine vollkommen geradlinige Fortsetzung der äußeren Felsenspalte; wie weit sie reichte, konnten wir nicht bestimmen, denn auch sie wimmelte von Seehunden, deren zornglühende Augen uns, nachdem wir die Tiere etwa hundert Fuß zurückgedrängt, schließlich doch vertrieben, denn es lag uns nichts daran, die Höhlenbewohner unnötig zu reizen.

Am nächsten Tage fuhr ich nach der „Laughing Bay“ und holte eine Flinte. Der Kapitän lag schlafend in der Koje. Ich störte ihn nicht. Nachmittags spürten Berdosa und ich mit unsäglicher Mühe die Schafe auf, von denen ich eins erlegte. Das Fleisch mundete uns vorzüglich. Die Jagd war schwierig, und das Wild wurde allmählich immer scheuer, doch fehlte es uns von da ab nicht mehr an frischem Fleisch. Ferner entdeckten wir außerhalb des Riffs eine gute Angelstelle. Wir setzten ein Segel auf die Jolle und widmeten dem neuen Sport einen großen Teil unserer Zeit. Die erbeuteten Fische, deren Namen ich nicht kannte, hatten ein Gewicht zwischen fünf bis fünfzig Pfund; doch mag es noch viel schwerere gegeben haben, was wir aber bei unserm schwachen Angelgerät, das bei schwereren Fischen versagte, nicht festzustellen vermochten.

Nach Ablauf von zwei auf diese Weise verlebten Wochen hielt ich es für an der Zeit, wieder an wirkliche Arbeit zu gehen. Ich rief Berdosa und befahl ihm, das geborgene Kettenfabel zu ordnen und vom Rost zu reinigen. Er

weigerte sich glatt. Drohend trat ich auf ihn zu. Da riß er das Messer aus der Scheide und wich einen Schritt zurück.

„Weg mit dem Messer!“ schrie ich.

„Nein!“

Ich zog den Revolver und hob ihn langsam bis zur Höhe seiner Brust.

„Perdosa! Weg mit dem Messer!“

Die Krisis war da. Sie fand mich zum äußersten entschlossen. Ich hätte mich keinen Augenblick besonnen, den Mann niederzuschießen, wenn er nicht gehorcht hätte. Bei dem Schlußkampf, an dessen Kommen ich nicht mehr zweifelte, wäre einer weniger gewesen.

Perdosa zögerte einen Moment. Ich glaube beinahe, er hätte es darauf ankommen lassen, aber Handy Salomon, der mich scharf beobachtete, schrie ihm zu:

„Wirf's hin, du Geiß!“

Perdosa ließ das Messer fallen.

„Jetzt marsch ans Kabel!“ kommandierte ich, lachend vor Wut. Ich blieb dicht neben ihm, bis er mit der Arbeit ordentlich im Zuge war, und wandte mich dann zu den andern Leuten, um auch ihnen Arbeit anzuweisen. Handy Salomon kam mir auf halbem Wege entgegen.

„Entschuldigen Sie, Mr. Eagen“, sagte er, „ich möchte ein Wort mit Ihnen sprechen.“

„Ich habe mit Ihnen nichts zu sprechen“, fuhr ich ihn an.

„Es wäre nicht vernünftig gehandelt, wenn Sie mich nicht anhören wollten. Ich spreche für uns alle.“

Ich schwieg.

„Mr. Eagen!“ fuhr er fort. „Wir wollen keine unnütze Arbeit mehr tun. Nicht aus Faulheit, denn alles, was mit dem Lagerleben zusammenhängt, Schleppen, Reinigen, usw. tun wir gern. Aber Kettenpußen und dergleichen überflüssige Sachen machen wir nicht mehr.“

„Das ist Meuterei!“

„Bringen Sie uns an Bord, Herr, und lassen Sie den Alten wieder den Befehl übernehmen. Aber hier an Land ist es was anderes. Hat der Kapitän befohlen, daß das Kabel gereinigt werden soll?“

„Ich stehe hier an Stelle des Kapitäns!“ sagte ich.

Er erfaßte sofort das Ausweichende in meiner Antwort. „Das dachte ich mir. Gut, Herr, wenn Sie uns zwingen wollen, dann holen Sie den Alten. Sagt er uns: Reinigt das Kabel! so geschieht's. Nicht wahr, Jungens?“

Ein zustimmendes Gemurmel ließ sich hören; auch Perdosa warf den Hammer hin und trat zu der Gruppe. Meine Hand griff nach dem Revolver.

„Das würde ich nicht tun“, sagte Handy Salomon beinahe lebenswürdig. „Uns alle totschießen können Sie doch nicht — und was läme dabei heraus? Auf zwanzig Schritt treff' ich einen Vogel mit meinem Messer. Es wär' vorhin eine Kleinigkeit für mich gewesen, Sie niederzumachen, während Sie mit Perdosa zu tun hatten. Aber wir wollen keinen Kampf. Nur mit zwecklosen Arbeiten müssen Sie uns verschonen.“

Die Lage war einfach. Entweder mußte ich den Versuch anzugeben, die Leute zu beschäftigen, oder ich war gezwungen, Kapitän Selovers Autorität anzurufen. Diese Autorität aber existierte nicht mehr. Aus dem Herrn und Gebieter war, das wußte ich nur zu gut, eine richtige Strohpuppe geworden; der starke Mann hatte seine Kraft verloren. Es hieß nachgeben:

„Meinetwegen könnt ihr das verdammte Kabel liegen lassen...“ sagte ich. „Schließlich kommt's nicht darauf an.“

Thradles lachte, und Pulz wollte etwas sagen, wurde aber von Handy Salomon durch eine gebieterische Handbewegung zum Schweigen gebracht.

„Das nenne ich aber anständig!“ rief Salomon. „Das konnten wir nicht erwarten. Bedenkt mal: wir einfache Matrosen und er unser erster Offizier! Jungens! Nicht alle Mannschaften haben so'n guten Vorgesetzten, darauf könnt' ihr Gist nehmen. Mr. Eagen hat das Recht, mit uns umzupringen, wie er will, und was tut er statt dessen? Er gibt uns eine Woche Landurlaub und leichte Wachen bei gleich hoher Löhnung. Besser können wir's uns wahrhaftig nicht wünschen, und in tiefstem Respekt wage ich es, drei Hurras auf Mr. Eagen auszubringen!“

Grinsend fielen die andern ein, während der Schutz mich vergnügt aus den Augenwinkeln betrachtete.

An diesem Abend rauchte ich meine Pfeife abseits in glanzvoller Einsamkeit. Die Leute flüsternten miteinander. Ich rauchte und würgte an meiner bitteren Pille. Ich überlegte, ob ich Darrow und den Doktor warnen sollte. War die Sache gefährlich? Wie das nach längerem Müßiggang immer der Fall zu sein pflegt, hatten die Leute sich aufgelehnt und unbotmäßige Reden geführt. Das hatte schließlich nicht viel zu bedeuten. Die einzige unbestreitbare Tatsache, die ich anführen konnte, war das Geständnis, daß ich mir meine Autorität durch die Finger hatte schlüpfen lassen. Und um das plausibel zu entschuldigen, hätte ich beichten müssen, wer ich war und weshalb ich nicht mit den Leuten umzugehen verstand.

Der Gedankengang war nicht erfreulich...

Die Teufelsflammen, wie Darrow sie nannte, sprühten wieder am Himmel.

Ich hatte ihr Erscheinen von Zeit zu Zeit mit immer wachsendem Erstaunen beobachtet. Die Leute nahmen sie jetzt als eine der vielen rätselhaften Naturerscheinungen im Seemannsleben und fanden sich leicht damit ab. Ich jedoch hatte noch keine befriedigende Erklärung gefunden. Sie hingen nicht mit der Morgenröte zusammen, unterschieden sich wesentlich von andern vulkanischen Ausströmungen, und glichen kaum irgend einer elektrischen Entladungsart, die ich je beobachtet hatte. Die Nacht war kühl, die Sterne glänzten hell.

Ich beschloß, auf Kundschaft auszugehen, erhob mich und schritt in das Dunkel hinein. Sofort löste sich einer von der Gruppe und folgte mir.

„Sie wollen wohl noch einen kleinen Spaziergang machen?“ fragte Handy Salomon süßlich. „Recht so! Nichts ist bekömmlicher vor dem Schlafengehen.“

Er hielt sich dicht neben mir. Wir kamen bis zu der Barrikade im Bett der Schlucht. Ihre steilen Klippen und hohen Wände hinderten die Aussicht. Handy Salomon betastete die Barrikaden.

„Man könnte denken, die Insel wäre von Kannibalen bewohnt“, bemerkte er, „so fest verrammelt ist alles. Es gehörten schon Schiffskanonen dazu, hier eine Bresche zu legen. Nur zwischen diesen beiden Torbalken könnte sich ein Mensch hindurchgraben, wenn er keinen Widerstand fände. Möchten Sie es wohl einmal probieren, Herr?“

„Nein“, antwortete ich mürrisch.

Von da ab war ich tatsächlich ein Gefangener. Und doch wurde die Ueberwachung meiner Person mit solcher Vorsicht gehandhabt, daß ich keinen bestimmten Anhaltspunkt hatte. Auf allen Wegen begleitete mich jemand, und abends wurde ich wie ein Stück Vieh eingehürdet.

Handy Salomon nahm mir die Oberleitung vollständig ab. Wie Sie sich wohl denken können, diktierte er den Leuten keine schweren Arbeiten. Etwas Holz hacken, ein paar Eimer Wasser tragen — das war alles.

Sie lagen meistens müßig da und starrten in den Himmel, was naturgemäß die Langeweile bei ihnen auslöste, die der Teufel als gefährlichstes Gift erunden hat. Sie konnten sich bald nicht mehr so weit aufraffen, zum Strande hinunterzugehen. Es dauerte nicht lange, so wurden sie gereizt und heftig gegeneinander. Jeder beobachtete den andern argwöhnisch, ob er auch nicht weniger tue, als er sollte. Die Stimmung wurde immer verbrossener und schwüler. Immer gefährlicher. Eines Tages stieß ich bei meinen Streifereien in den Bergen auf Thradles und Pulz, die, auf dem Bauch liegend, unverwandt auf Doktor Schermerhorns Laboratorium hinunterstarrten. Es wäre nichts dabei gewesen, wenn sie nicht bei meinem Anblick schuldbewußt aufgesprungen und schimpfend davongegangen wären.

Eines Abends belauschte ich ein ziemlich lächerliches Komplott: sie wollten sich den Zugang zum Hochtal erzwingen. Nun war ich überzeugt, daß ich doch endlich auf irgend eine Weise Perch Darrow warnen müsse.

Das war schwierig. Zwar besuchte Darrow uns jeden Abend, aber ich war nie mit ihm allein. Die beiden Male, als ich versuchte, den Assistenten auf dem Rückwege ein Stück zu begleiten, wurde mir von den Leuten, die sofort mitkamen, jede Gelegenheit zu einem vertraulichen Wort genommen. Niemals bedrohte mich die Mannschaft durch Wort oder Blick — aber wir wußten, woran wir waren!

(Fortsetzung folgt.)

## Die Ernährung unserer Kinder.

Von Schwester Lotte Möller, Berlin, Mitglied des Hausfrauenbeirats des R. E. A.

Müttern, die Sorgen der Unterernährung haben in bezug auf ihre Kleinen, will ich von der Ernährung unserer Großstadtkinder erzählen und berichten, was ich für wertvoll ansehe, bei der Ernährung unserer Kinder zu beachten. — Man gebe: Am Morgen anstatt Gersten- oder Kornlaffee möglichst eine Suppe von Hafer, Grieß oder Gerste. Dazu ein Stück trockenes Brot. Unsere Großmütter haben ihre Kinder immer damit den Tag anfangen lassen. Es ist eine gute Grundlage. Zum Frühstück, wenn möglich ein Stück Brot und einen Apfel oder etwas Obst; Brot allein geht auch, es muß nur tüchtig gekaut sein. Grobe Brotsorten sind gesünder und nahrhafter, da in den noch vorhandenen Meibestandteilen Kalk-Nährsalze und Vitamingehalt sich befinden.

Zum Mittag ein Eintopfgericht. Möglichst dick gekocht, möglichst wenig gewürzt, möglichst viel Abwechslung. Gemüse und Kartoffeln. — Kartoffeln und Gemüse, auch einmal ein Stück Fisch oder Fleisch mit hinein, auch einmal Kartoffelbällchen oder Kartoffelpudding, zur Abwechslung ein dicker Brei aus Hafer, Graupen oder Grieß mit gekochtem Obst oder Raneel und Zucker dazu. Um der kalifornischen Kriegskost entgegenzuwirken, kann man einen kleinen Zusatz von Chlorkalzium dem Gemüse beimengen. Vorschritt: 100 Gramm reines, kristallisiertes Chlorkalzium in 500 ccm (1/2 Liter) abgekochtem Wasser auflösen. Zusatz: 1/4 Teelöffel pro Tag und Kopf dem Gemüse vor dem Anrichten beigegeben.

Gibt es zum Vesper Brot mit Marmelade und ab und zu mal eine Butterstulle, werden wir unseren Kindern am Abend möglichst nochmals einen Brei oder eine dicke Suppe geben oder Kartoffeln.

Hülsenfrüchte, Gerste, Hafer, Buchweizen Hirse, Maisgrieß gibt es nun bald von der neuen Ernte. Für uns Stadtmütter ist es eine große Beruhigung, daß Hafer und Gerste mehr für uns da ist und der Preis für diese außerordentlich wichtigen Bestandteile unserer Volksernährung so gut geregelt ist. Gerstengröße 30 Pf., Grieß 28 Pf. Kleinhandelspreis für das Pfund und in größeren Mengen für uns zur Verfügung.

Butter und Milch werden mehr und mehr für franke und zarte Kinder und Erwachsene zurückzustellen sein. Ebenfalls Eier. Das schadet nichts, wir werden es auch ohne dem schaffen.

Mütter von Kindern, die den Willen am Durchhalten haben, werden beweisen, daß die einfache Ernährung bei sorgfamer Einteilung genügt, dem Vaterlande gesunde Kinder zu erhalten.

## Zur Geschichte des Motorrettungsbootes.

Im Rettungswesen zur See spielt heute das Motorboot eine der wichtigsten Rollen. Seine Einführung bei uns ist besonders der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger zu danken, die vor nunmehr 51 Jahren gegründet wurde. Die Entwicklung dieser Gesellschaft ging, wie im Prometheus ausgeführt wird, sehr schnell vor sich, so daß sie im Jahre 1914 an der deutschen Küste nicht weniger als 133 Rettungssituationen besaß, von denen ungefähr die Hälfte mit Rettungsbooten ausgerüstet ist. Diese Rettungsboote haben aber im Laufe der Zeit erhebliche Verbesserungen erfahren, der bedeutendste Fortschritt auf diesem Gebiete wurde durch die Einführung des Motorrettungsbootes erzielt. Zwei Typen von Rettungsbooten sind, nach den Ausführungen von Dr. phil. Hermann Steinert, in Gebrauch, und zwar ein leichtes kleines Boot von starker Bauart, das sich bequem den Strand hinunterziehen läßt, und ein großes, ziemlich schweres Boot, das dort Verwendung findet, wo es sich mittels Kran oder Ablaufwagen vom geschützten Ufer aus direkt in tiefes Wasser setzen läßt. Bei diesen schweren Booten regte sich natürlich der Wunsch nach einer praktischen, leicht handlichen Antriebsmaschine. In England wurde darum bereits 1887 ein Dampfrettungsboot gebaut, das jedoch keine Nachfolge erhielt, da die Dampfmaschine sich nicht für den Rettungsdienst eignet, da sie bekanntlich nicht sofort betriebsbereit ist. Die in den letzten zehn Jahren hohe Verdollkommnung des Bootsmotors mußte auf den Gedanken führen, ihn zumindest für die großen Rettungsboote zu verwenden. Seine Eignung hierfür liegt vor allem in der ständigen sofortigen Betriebsbereitschaft, sowie darin, daß der Motor verhältnismäßig wenig Raum und Gewicht beansprucht. Auch macht der Bootsmotor in seiner heutigen Verdollkommnung eine starke, das Boot unnötig belastende Bemannung überflüssig. In Europa wurde das bisher größte Motorrettungsboot im Jahre 1910 in den Niederlanden gebaut, wo es an der besonders wichtigen Rettungssituation Terhelling in Betrieb ist. Es hat einen niederländischen Rohdmotor von 100 PS, der eine Geschwindigkeit von 9 Knoten — also die eines gewöhnlichen Frachtdampfers — ermöglicht. Da bei der Größe dieses Bootes eine Fortbewegung mit Ruderkraft ausgeschlossen ist, ist man natürlich auf die unbedingte Zuverlässigkeit des Motors angewiesen. Diese Zuverlässigkeit ist aber längst erreicht. Motorrettungsboote von ganz großem Typ wurden auch in Schweden, Belgien und Dänemark eingeführt. Das erste deutsche Motorrettungsboot wurde im Jahre 1911 bei der Station Laboe im

Dienst gestellt. Es ist ebenfalls ein großer Typ, mit einem Petroleummotor von 15 PS, der eine Geschwindigkeit von 6,6 Knoten ermöglicht. Das ganze Boot, dessen Besatzung 10 Mann zählt, hat ein Gesamtgewicht von 7000 Kilogramm. Es ist, wie heute fast alle Rettungsboote, durch Doppelboden mit Zellenerteilung und durch Luikläppen unsinkbar gemacht. Besonders bemerkenswert ist der wasserdichte Einbau des Motors, der auch bei schwerster Sturzsee jeden Maschinendefekt verhindert. Auf diesen ersten Bootstyp folgte 1913 ein zweiter, der etwas größer und stärker ist. Dieser deutsche Rettungs-Motorbootstyp hat einen Motor von 30 PS, mit dem eine Geschwindigkeit von 8 Knoten zu erzielen ist. Dies sind die beiden bei uns gebräuchlichen Grundtypen, mit denen die Ostseehäfen und auch die Küste der Nordsee ausgerüstet sind. Ein noch größeres Motorrettungsboot wurde im Jahre 1914 für das russische Daff in Dienst gestellt. Für die flachen Küstengebiete, wo das Boot vom Land erst allmählich ins Wasser geschleppt werden muß, sind die genannten Typen nicht verwendbar. Für die an solchen Küsten gebrauchten kleinen und leichten Rettungsboote wurde in Deutschland der Motor noch nicht eingeführt, da die Schwierigkeiten hierbei sehr groß sind. Vor allem besteht die Gefahr, die Schraube beim Abbringen des Bootes zu beschädigen, außerdem erhöht der Motor allzu sehr den Tiefgang. Seit Jahren werden Versuche gemacht, für diesen Zweck besonders geeignete Motorrettungsboote zu konstruieren. In den Vereinigten Staaten wird ein solcher Typ betrieben. Er hat zwei Schrauben, um bei Beschädigung einer Schraube weiter manövrieren zu können, und die Schraubenwellen können erforderlichenfalls an die Bordwand geklappt werden.

## Vermischtes.

\* Schloß Wilhelmstal bei Kassel, wer kennt es in Deutschland? — Wilhelmshöhe, ja Wilhelmshöhe ist in aller Mund; aber Wilhelmstal, das von demselben Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen erbaut wurde und das nur zwei Wegstunden davon entfernt ist, träumt in weltverlorener Abgeschiedenheit einen Dornröschenschlaf. Und doch ist es eine der herrlichsten Perlen deutscher Rokokokunst! Staunend und entzückt durchblättert man den Aufsatz, den das Septemberheft von Belhagen & Klasing's Monatsheften ihm widmet. Versteckt hinter hochstämmigen Büchen und Niederbecken, weitab von den breiten Straßen des Lebens, liegt Schloß Wilhelmstal. Eine Allee führt über waldberge Berge von Wilhelmshöhe dorthin. Rings um das buschige Waldversteck des Schloßchens dehnen sich ruhige Felder in langen Wellen. Das Lustschloß erscheint innen und außen gefornnt aus einem Guß. Nirgends eine störende Linie, eine zu helle oder zu dunkle Farbe. Ein völlig reifer, nie irrender, nie versagender Geschmack wählt spielend Licht und Schatten zu meistern. Die Malkunst, die Baukunst und die Formkunst fassen einander bei den Händen zu einem Reigen voll Schönheit und Anmut. Und die Meister, die dies Juwel eines fürstlichen Sommerhauses schufen, sind sämtlich Deutsche. Einen weltbekannten Namen hat von ihnen freilich nur einer, der Maler Johann Heinrich Tischbein. Seine Bildnisse der Fürstlichkeiten sowohl als der Hofdamen und anderer schöner Frauen schmücken die Räume noch heute und entzücken den Beschauer mit ihrer Farbenpracht und ihrem Duft und Reiz. Schloß Wilhelmstal hat mancherlei Schicksale gehabt. Zunächst im Siebenjährigen Kriege, in dem Hessen mit Hannover zusammen an der Seite des großen Friedrich hier im Westen gegen Frankreich kämpfte. Im Jahre 1762 regierte der parfümierte, von vierzehn Wagen voll „Dandypad“ gefolgte Prinz von Soubise in Kassel als Befehlshaber der französischen Invasionsarmee. Da kam es am 24. Juni dicht am Schloß Wilhelmstal zur Schlacht. Herzog Ferdinand von Braunschweig führte die Hessen, Hannoveraner und Engländer gegen die französischen Eindringlinge. Und er schlug sie. Nach der Schlacht irrte der Herzog im Schloße. Und dem Zuge seiner Zeit folgend, die auch im Kriege ihre Liebe zur Galanterie nie ganz vergaß, lud er die zahlreichen französischen gefangenen Offiziere an seine Tafel, wo er sie ebenjogut bewirtete, wie er sie vorher geschlagen. Als das Mahl vorbei war, brachte man auf Befehl des Herzogs eine große Meißener Schüssel herein. Ferdinand forderte die französischen Offiziere auf, den Deckel der Schüssel zu heben und sich ihres Inhalts zu bedienen, — sie enthalte einen Nachschuß für die Besiegten. Die Franzosen wurden stutzig, keiner wagte, die Schüssel zu öffnen. Da hob der Herzog selbst den Deckel, und goldene Dosen, Diamantringe und kostbare Uhren kamen zum Vorschein, auf die er lächelnd wies mit der Aufforderung an die Offiziere Ludwigs XV., sich den Inhalt als Andenken an die Schlacht bei Wilhelmstal zu teilen! — Hervorgetreten ist Schloß Wilhelmstal noch einmal, und zwar zur Zeit des Königreichs Westfalen, als König „Morgen wieder lustig“ mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Karoline von Württemberg, hier die ersten Jahre seiner glücklichen Ehe verlebte. Seitdem vertiefte es dann mehr und mehr, bis es schließlich auf Kaiser Friedrich einen solchen Eindruck machte, daß er es ausbessern und erneuern ließ, um hier seine Sommertage zu verbringen. Aber er ist nicht dazu gekommen. Die Kunstgeschichte freilich verdankt Kaiser Friedrich die Erhaltung einer der edelsten, reinsten und schönsten Rokokoschöpfungen in Deutschland.

**Büchertisch.**

— **Ku Hung Ming, Der Geist des Chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg.** Eugen Diederichs Verlag in Jena. brosch. M. 3,50, in Lwd. geb. M. 4,90. Jedem, der sich um die wahre Erkenntnis unserer Kultur bemüht, muß es überaus willkommen sein, auch einmal Urteile ganz von draußen her zu vernehmen. Neben der europäischen gibt es nun heute nur noch eine andere, völlig in sich geschlossene Kultur, die chinesische. Die Ansichten eines gebildeten Chinesen über Europa müssen daher unbedingt sehr interessant und lehrreich sein. Den Europäer ganz von seinem chinesischen Standpunkt aus zu beurteilen, diesen Gefallen tut uns jetzt Ku Hung Ming, einst ein vornehmer Beamter in Shanghai, jetzt Privatmann in Peking. Zwei seiner Bücher sind in deutscher Sprache erschienen; das eine „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen“ noch vor dem Kriege, das andere „Der Geist des chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg“ im Sommer 1916. Ku Hung Ming ist konservativ, er hält die alte chinesische Kultur für vollkommen. Und er hält sie für wesentlich besser wie die Kultur Europas. Er sagt ganz ruhig: „Ihr Europäer müßt in allen Fragen der Seele — und die sind die einzig wichtigen Fragen — von uns Chinesen lernen, sonst bricht eure ganze Kultur eines Tages zusammen, sie taugt nicht viel, denn sie beruht nur auf rohem Materialismus, auf Furcht und Gier. Konfuzius, der Reine und Wahre, wird noch einmal den Erdkreis beherrschen. Er zeigt den einzig möglichen Weg zur Vornehmheit, Tiefe, Anständigkeit und Glück. Also, ihr Europäer, schafft eure schlechte Weltanschauung ab und nehmt die chinesische an. Das ist eure einzige Rettung.“

— **Charles de Coster: Die Hochzeitsreise.** Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum ersten Male ins Deutsche übertragen von Albert Wesselski. In Leinen gebunden 3 M., in Leder 5 M. — Der Insel-Verlag bietet der Leserschaft eine Uebersetzung. Ein verschollener Roman von de Coster, der zu Lebzeiten des Dichters in französischer Sprache nur einmal gedruckt wurde, um dann bis auf wenige Exemplare eingestampft und völlig vergessen zu werden, ist bei ihm erschienen, von Albert Wesselski zum ersten Male ins Deutsche übertragen. Ein glücklicher Zufall rettete einige Exemplare dieses köstlichen Buches, über das der Dichter, verliebt in seine eigene Schöpfung, wie Goethe es bisweilen in seine Werke war, an seinen Verleger schreibt: „Die Hochzeitsreise“ ist der Roman zweier junger verheirateter Liebender . . . Alles sind Szenen der Liebe, alles ist der Natur entnommen . . . Dieses süße Glück, diese schönen Torheiten, an denen kein Mafel sonst haftet, als daß sie rechtmäßig sind, — ich sage das nicht . . . es wäre zu dünn — werden durchkreuzt von der Eifersucht einer geizigen Mutter . . .“ Aus diesen kurzen Zeilen ersieht man den Charakter des Werkes, in dem der große Epiker, der Verfasser des „Mikrospiegel“ und der „Blämischen Mären“ sich der Gegenwart und dem bürgerlichen Leben zuwendet, um diesen Stoff mit der gleichen Intensität und dem gleichen Glück zu gestalten.

— Ein neues Buch der **Anny Bothe** erscheint unter dem Titel „Die den Weg bereiten“. Ein Zeitroman. Verlag Gebr. Cnoch in Hamburg, Preis M. 4.—, eleg. gebunden M. 5.—. Es ist kein Kriegroman, diese neueste Schöpfung Anny Bothes, aber sie führt uns mit einer souveränen Sicherheit in die neue Zeit, wie sie der Krieg gefügt. In plastischer Darstellung sehen wir die einzelnen Gestalten dieser neuen Dichtung. Zuerst den aus dem Felde helmkehrenden kriegsverletzten Mann, vor dem seine junge und schöne Frau plötzlich ein Grauen empfindet, weil sie noch nicht reif ist für die „neue Ehe“, wie sie sich nach dem Kriege überall aufbauen wird und muß, und dann die mit zartem und doch scharfem Griffel gezeichnete Wandlung der beiden Menschen. Der Roman spielt nur auf einem ganz engen Raum. Auf dem Nordstrandhof im Heidehof und in der kleinen grauen Stadt am Meer, wo die Wellen an die Ufer schlagen, aber der enge Raum wird uns beim Lesen zu einer großen Welt, weil er uns die Gewißheit gibt, daß wir alle nach dem Kriege zu denen gehören müssen und werden, die den Weg bereiten\*.

— **Alexander Castell, Fieber, drei Novellen.** Umschlagzeichnung von Hans Pal. Einbandzeichnung von Felger. Preis gebettet 3 Mark 50 Pfg., in Leinen gebunden 5 Mark 50 Pfg. Verlag von Albert Langen in München. — Alexander Castell, den erst kürzlich seine engere Heimat durch die Verleihung des Schweizer Schillerpreises für 1916 auszeichnete, hat sich durch seine Romane und Novellen längst einen Namen gemacht. Sein neuer Band „Fieber“, nach längerer Pause wieder das erste größere Buch aus seiner Feder, vereinigt alle Vorzüge Castell's in sich. Diese drei Geschichten, in denen allen, so verschieden sie auch im übrigen von einander sind, es sich um die Macht des schönen jungen Weibes über den Mann dreht, stellen wieder kleine novellistische Meisterwerke dar, in der Erfindung so glücklich wie im Aufbau, der Charakteristik und der Sprache.

— **Das Jugendwunder.** Roman von Wilh. Rubiner. Preis 5 M., eleg. gebunden 6,50 M. Verlag von Rich. Bong, Berlin W. 57.

— **Gallipoli. Der Kampf um den Orient.** Von einem Offizier aus dem Stabe des Marschalls Liman von Sanders. Mit einer Karte. Gebettet 1 Mark. Verlag August Scherl, B. m.

b. D., Berlin. — 5 Milliarden und 300 000 Mann Verluste, das war das erfreulichste Endergebnis der Dardanellen-Expedition für England und Frankreich. Wie es zustande gekommen, wird zum erstenmal in diesem Buch dem deutschen Volke offenbart. Wohl nur wenige Menschen, auch von denen, die auf Grund von Bildung und Wissen tiefer in die Ereignisse des toben den Weltkrieges einzublicken vermögen, haben im Jahre 1916 geahnt, wieviel von dem Ausgang dieses Kampfes abhing, der unsere türkischen Verbündeten am Lebensnerv treffen und damit einen Teil unserer eigenen Macht und der unserer Verbündeten ein für allemal vernichten sollte. Um so mehr ist das vorliegende Buch zu begrüßen, das die weitesten Kreise über die Wichtigkeit der Vorgänge auf Gallipoli aufklärt.

— **Deutscher Wille (Kunstwart).** Zweites Septemberheft 1916. (Kriegsausgabe zu ermäßigtem Preis. Vierteljährlich 3,60 M. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) — Reinhold Pland fordert in einem Aufsatz „Worum es geht“, daß wir „mit vollem Willen fortschreiten zum sozialen Rechtsstaat“. Wir stehen im geschlossenen Handelsstaat schon mitten inne. Aber bis jetzt ist er erst Rechtsstaat. Auf die Dauer kann er nur Sieger bleiben, wenn er das mit vollem Bewußtsein durchführt, was die Kriegsnot mit raschen, unreifen Versuchen geschaffen hat.“ — Alfons Paquet bespricht in dem Beitrag „Das Buch eines Bischofs“ Söderbloms „Werden des Gottesglaubens“. — Wolfgang Schumann gibt einen Ueberblick über neuere „geschichtliche Romane“. — Heinrich Reibensburg entwickelt in einem Aufsatz über „Alte Dorflichkeit und moderne Technik“ die Möglichkeiten, moderne Ingenieurleistungen in Uebereinstimmung mit dem Charakter des Dorfes zu bringen.

— In einer Auseinandersetzung über „Vaterländische Gesinnung und Schule“ behandelt ein ungenannter Schulmann die Frage, in welcher Weise die Schule vaterländische Gesinnung pflegen kann und soll. — Unter dem Titel „Vorübergehend geräumte Stellungen, die wir wiedergewinnen müssen“, erörtert ein ungenannter Feldsoldat das Thema Alkohol und Krieg. — Johannes Witte schreibt über die „Toleranz des Islams“.

— **Wongs illustrierte Kriegsgeschichte.** Der Krieg 1914/16 in Wort und Bild. 97.—99. Heft. (Preis je 30 Pfennig.) Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W. 57, Potsdamer Straße 88.

— **Kürschners Bücherschah.** Band Nr. 1082: Der Armenpator. Roman von Arthur Brausewetter. — 96 Seiten Umfang. — Preis 20 Pfg. — Hermann Hilger Verlag, Berlin W 9, Potsdamer Straße 124/125.

— **„Die Weltliteratur“**, die jeden Samstag einen der besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker bringt, enthält in ihrer neuesten Nr. 40: Fontane: Modernes Reisen, Nach der Sommerfrische, Onkel Dodo, Bohin? Erhältlich bei allen Zeitungs- und Buchhändlern, in allen Buchhandlungen oder bei vorheriger Einfindung des Betrages beim Verlag der „Weltliteratur“, München 2, Fürbergraben 24.

— **Der Lahrer Dinkende Bote**, ein bewährter Freund des Bürgers und Bauersmanns, hat wieder seine Wanderung angetreten. Daß er sich seine angestammte volkstümliche Art bewahrt, werden die vielen Tausende seiner Verehrer und Freunde sicherlich gutheißen. Es versteht sich von selber, daß der Dinkende sich auch mit dem Krieg auseinandersetzt. Dies geschieht in den „Weltbegebenheiten“ und in einer Ständrede „Allerlei Kriegspflicht“. Zahlreiche tüchtige Erzähler, u. a. auch von Alfred Bock „Der Abendmahlswein“ haben die Wandertafel des Boten mit ersten und heiteren Geschichten vollgepackt und auch an trefflichem Bildwerk fehlt es nicht. Denen daheim und den Tapfern im Feld wird der Lahrer Dinkende so wieder eine willkommene Erscheinung sein. Er will gleicherweise belehren und unterhalten; er will erheitern und das Gefühl für die Aufgaben der Zeit vertiefen helfen. Auch mit dem neuen Erscheinen wird der Dinkende sein Ansehen in der Kalenderwelt bestärken. (Der Preis des „Lahrer Dinkenden Boten“ beträgt 40 Pfg., die gebundene Ausgabe „Großer Volkskalender des Lahrer Dinkenden Boten“ kostet 1 Mark.)

— **Von Hebel's „Rheinländische Hausfreund“** ist Joeben der Jahrgang 1917 im Verlage von Moritz Schauenburg in Lahr erschienen. Neben den „Weltbegebenheiten“ bringt der reich illustrierte beliebte Kalender eine ganze Reihe von spannenden Erzählungen ersten und heiteren Inhalts, Schwänken und Sprüchen. Wer sich um den geringen Preis von 30 Pfennig eine Fülle guten volkstümlichen Lesestoffs zur Unterhaltung an den langen Winterabenden verschaffen will, der laufe den „Rheinländischen Hausfreund“.

**Worträtsel.**

Man suche ein Sprichwort, dessen einzelne Silben in folgenden Wörtern versteckt sind, wie die Silbe „an“ in „Wanderer“.  
Mitternacht — Fremdherrschaft — Demetrius —  
Kalbsbraten — Zigarettenliste — Wohlau — Feilen-  
hauer — Pflüger — Rügen.  
Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Scherzrätsels in voriger Nummer:  
Brüderschaft.